

NICOLE GRÜN

Freihändig **GEGEN DEN WIND**

Eine Geschichte über
zweite Chancen und die Kraft
wahrer Freundschaft

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© 2026 Nicole Grün
© 2026 Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau

Verlag Herder GmbH
Hermann-Herder-Str. 4
79104 Freiburg im Breisgau
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Montasser Medienagentur, München.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Cordula Schmidt Design Hamburg,
Cordula Schmidt & Anke Behrends
Umschlagmotiv: © Virgo Studio / Creative Market;
© Vibe Images / shutterstock
Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03810-5
ISBN EPUB 978-3-451-84211-5

1. Augen zu und durch

»Bloß nicht hinsehen«, murmelte Peter Lenz wie eine Beschwörungsformel vor sich hin. Je älter er wurde, desto mehr konnte er diesem Motto abgewinnen. Nun ging er mit fest zusammengekniffenen Augen durch die Pforte seiner neuen Heimat, um so gut wie möglich auszublenden, wo er sich befand. »Benedictinum Seniorenresidenz« prangte in grell erleuchteten Buchstaben über dem verglasten Eingang – als könnte das darüber hinwegtäuschen, dass den Bewohnern nach und nach die Lichter ausgehen würden. Seit drei Wochen saß Peter Lenz in diesem Saftladen fest, und er hatte jede Sekunde davon gehasst. Wenn er Pech hatte – oder Glück, wie man's nahm –, würde er hier noch zwanzig Jahre rumgammeln, bis sein Licht endgültig verlosch. Zwanzig Jahre, das waren zweihundertvierzig Monate, siebentausenddreihundert Tage, hundertfünfundsiebzigtausendzweihundert Stunden, mehr als zehneinhalb Millionen Minuten oder grob überschlagen sechshunderteinunddreißig Millionen Sekunden. Nach dieser Zeitspanne wäre er so alt wie seine Mutter, die mit gesegneten fünfundneunzig Jahren ins Gras gebissen hatte. Daran, dass er die Muße hatte, das auszurechnen, erkannte Peter Lenz, wie schlimm es um ihn stand. Mathe war nicht mal sein Metier.

Fakt war: Mit seinen fünfundsiebzig Lenzen fühlte er sich viel zu jung dafür, seinen Lebensabend in einer Seniorenresidenz zu vergeuden – auch wenn sie fünf Sterne hatte und einen wunderbaren Ausblick auf den See und die Berge bot.

Was half ihm der schönste Ausblick, wenn er sich geschworen hatte, nicht mehr genau hinzusehen, über vieles hinwegzusehen? Nur so konnte er das Leben noch ertragen.

All das fiel ihm nicht leicht, denn es war das Gegenteil dessen, was er sein gesamtes Berufsleben gemacht hatte. Er hatte dafür gelebt, genau hinzusehen, den Finger in die Wunde zu legen, die Augen offen zu halten, immer auf der Suche nach der neuen großen Story, dem nächsten Aufreger. Doch was hatte es ihm gebracht? Er hatte einmal zu genau hingesehen, hatte gesehen, was die Masse in ihrer woken Überheblichkeit übersah, und mit spitzer Feder dagegen angeschrieben. Schon war er weg vom Fenster gewesen, abgeschoben, ausrangiert wie ein altes Möbelstück. Sein Lebenswerk war ihm in einem Shitstorm in Hurrikanstärke um die Ohren geflogen. Ausgerechnet der Verleger, der seit Beginn seiner Karriere sein Förderer, sein Vertrauter, sein engster Freund gewesen war, hatte ihm das Messer in den Rücken gerammt – und ihn durch seinen neuen Günstling ersetzt. Eine Frau noch dazu. Für die Konkurrenzblätter war das ein gefundenes Fressen gewesen. »Die Iden des Lenz« hatten sie getitelt, in Anspielung auf die Ermordung Julius Cäsars. Peter Lenz hatte sich gefühlt, als hätte auch er dreiundzwanzig Dolchstiche abbekommen. Aber er hatte überlebt. Fragte sich bloß, wie. Er hatte nicht nur seinen Job verloren, sondern mit ihm seinen Lebenssinn. Ganz zu schweigen von seinen Freunden, die sich von ihm abgewandt hatten, sobald er ins Kreuzfeuer geraten war. Und nun war ihm auch noch seine Heimat, sein Haus genommen worden.

Peter Lenz merkte, wie sein Blutdruck stieg, sein Kopf heiß wurde, sein Herz galoppierte. Er durfte sich nicht mehr aufregen, das hatte ihm sein Arzt verordnet. Und seine Kinder, deshalb hatten sie ihn hierher verbannt. Unter anderem.

Seine Kinder. Noch so ein Aufregerthema. Er musste sich ablenken, unbedingt. Also hielt er still und starrte unwillig auf das Kunstwerk einer ortsansässigen Künstlerin,

das sich über die gesamte Breite des Empfangs erstreckte. Es sah aus, als wäre eine Horde Grundschulkinder in Farbeimer gefallen und hätte dann versucht, die Wand hochzuklettern. Unerträglich. Er blickte auf einen gelben Farbkleck und musste plötzlich an Henrietta denken. Sie hätte das Bild gemocht. Sie hatte behauptet, man müsse nicht alles verstehen, um etwas schön zu finden. Rasch schob er den Gedanken beiseite. Unsinn. Das hier war eine Zumutung.

Schauernd wandte er sich ab. Warum war er gleich noch mal hier? Ach ja, er hatte seinen Radhelm vergessen.

»Wer Hirn hat, schützt es«, redete er vor sich hin, während er in den Aufzug stieg und sich bequem in den fünften Stock befördern ließ – zu den Exklusivsuiten mit Seeblick. Dass sein Gehirn außerordentlich schützenswert war, stand außer Frage. Sein messerscharfer Verstand war immer noch sein ganzer Stolz – machte es aber umso schwerer, sich in seiner neuen Heimat einzufinden. Die Leistungsfähigkeit des Gehirns nahm nun einmal mit zunehmendem Alter ab – und die meisten Bewohner der Seniorenresidenz waren uralt, sicher jenseits der achtzig. Wahrscheinlich hatte ein Großteil von ihnen nicht einmal in jungen Jahren über nennenswerte kognitive Fähigkeiten verfügt.

Peter Lenz zog den Schlüssel aus seinem Radtrikot und versuchte, möglichst schnell aufzuschließen, um ja keinem Nachbarn zu begegnen. Auf Small Talk hatte er keine Lust, obwohl er diese Disziplin der Unterhaltung fabelhaft beherrschte. Wer sein Leben lang Umgang mit Wirtschaftsbossen und hochrangigen Politikern gepflegt hatte, konnte gar nicht anders, als nichtssagendes Geplänkel zur Kunstform zu erheben. Eigentlich hatte Peter Lenz nur keine Lust auf Small Talk mit den anderen Senioren. Käme der Kanzler um die Ecke, wäre er sehr wohl zu einem kleinen Plausch bereit.

Wie so oft, wenn er sich besonders beeilte, wollte der Schlüssel nicht ins Schloss. Er fiel ihm sogar aus der Hand und landete laut klirrend auf dem weißen Marmorboden. Wie auf Kommando öffnete sich neben ihm die Tür. Heidi Schäfers blonde Lockenmähne erschien.

Die Frau hatte ihm gerade noch gefehlt.



»Erledigt!« Toni schraubte den Deckel auf seinen Füller und ließ die Stirn auf die Tischplatte sinken. Wie immer nach den Hausaufgaben war er fix und fertig, sein Kopf leer gefegt.

»Super gemacht, mein Großer. Ich bin stolz auf dich!« Seine Mutter wuschelte ihm durch die Haare und lächelte ihn schief an.

Toni war zu müde, um zurückzulächeln. Und traurig war er auch. Mama war stolz auf ihn, weil er seine Hausaufgaben gemacht hatte, ohne sie anzubrüllen. Dabei sollten Mütter stolz auf ihre Söhne sein, weil sie Einsen schrieben, zum Klassensprecher gewählt wurden oder mit ihrer Mannschaft ein Fußballspiel gewannen. Toni seufzte. All das würde ihm nie passieren.

Er wäre gerne ein besserer Sohn, ein besserer Schüler, ein besserer Mensch. Aber irgendwie gelang ihm das nicht. Es war schon schwierig genug, die Hausaufgaben zu machen, ohne auszuticken oder gemein zu werden. Toni wusste auch nicht, warum er Mama so oft anbrüllte. Sie war der wichtigste Mensch in seinem Leben. Trotzdem bekam sie oft etwas ab, wenn sich jeden Tag die Hausaufgaben vor ihm auf türmten wie ein schneebedeckter Himalaya-Gipfel. Er fühlte sich dann, als müsse er ihn mit nichts als Strandschlappen an den Füßen bezwingen.

Toni sah auf die Uhr. Schon vier. Viel konnte er nicht mehr unternehmen, bevor es um sechs Abendessen gab und um acht ins Bett ging. Vielleicht sollte er seine Lego-Stadt weiterbauen. Er war schon zwölf und eigentlich zu alt für Lego – seine Klassenkameraden spielten rund um die Uhr irgendwelche Spiele auf ihren Handys und Spielkonsolen. Sogar auf dem Weg zur Schule, im Bus oder Zug starrten sie unentwegt auf ihre Handys und zockten. Auch Toni hatte eine Zeit lang gezockt – was sollte man sonst tun, wenn niemand mit einem redete? Dann hatte er aber nicht mehr damit aufhören können. Das Spiel war wie ein Sog gewesen, der ihn immer tiefer in eine Welt entführte, in der er magische Superkräfte hatte – umso größere, je mehr Gegner er ins Jenseits beförderte. Um sich die zahlreichen Belohnungen und Superkräfte zu verdienen, musste er natürlich so viel wie möglich spielen. Nachts hatte er heimlich unter der Bettdecke gezockt, war immer müde gewesen und hatte in der Schule noch weniger aufpassen können als sonst. Eines Tages hatte Mama ihn erwischt. Zocken war seitdem tabu. Im Grunde seines Herzens war Toni froh darüber. Nun spielte er eben wieder Lego.

Tatsächlich mochte er es immer noch gerne. Wenn er Lego spielte, war er sein eigener Herr. Er konnte die irrwitzigsten Sachen konstruieren, Hochhäuser mit weidenden Kühen auf der Dachterrasse, Roboter mit Drachenflügeln und Autos, die sich mit ein paar Handgriffen in Hubschrauber oder Düsenjets verwandeln ließen. Baute er mit Lego-steinen Feuerwehrationen, Straßenzüge oder ganze Städte, hatte er das Gefühl, etwas zu erschaffen, etwas hinzubekommen. Das Gefühl hatte er sonst nicht oft.

»Hast du Lust, mit Charly eine Runde spazieren zu gehen?« Seine Mutter hatte seine kleine Schwester gerade gestillt und trug sie nun im Fliegergriff auf dem linken Arm.

Charly liebte diese Position, doch Toni konnte kaum hinsehen. Was, wenn Charly sich drehte und Mama vom Arm plumpste? Oder Mama einen Krampf bekam und sie nicht länger halten konnte? Verstohlen berührte Toni mit seinem Kopf dreimal die Tischkante, bevor er sich aufrichtete und seine Mutter ansah.

»Kommst du auch mit?«, fragte er hoffnungsvoll. Er liebte Charly über alles, aber wenn er allein mit ihr war, hatte er permanent Angst, dass ihr etwas passieren könnte. Vor ihrer Geburt hatte er ständig Angst gehabt, dass Mama, Papa oder ihm selbst etwas passieren könnte. Seit Charly da war, war die Angst ins Unermessliche gestiegen. Seine Schwester war so klein, so zerbrechlich und so hilflos. Es war ein Wunder, dass sie am Leben blieb. Oft stand Toni minutenlang da und schaute sie einfach nur an. Wenn er in der Nacht aufs Klo musste, schlich er sich danach ins Schlafzimmer seiner Eltern, um zu überprüfen, ob Charly noch atmete. Oft war er sich nicht sicher, dann musste er ganz nah an das Beistellbett herangehen. Einmal hatte er fast einen Herzstillstand bekommen, weil er Charly nicht gesehen hatte. Sie war ins Elternbett gerutscht und ganz nah bei seiner Mutter gelegen.

Manchmal ertappte sich Toni bei dem Gedanken, dass er gerne mit seiner Schwester tauschen würde. Als Baby musste man noch nichts – außer schlafen, trinken und in die Windel machen vielleicht. Aber man musste nicht in den Kindergarten oder in die Schule, und erst recht musste man keine Hausaufgaben machen. Früher war alles leichter gewesen.

»Ich geh schon!«, sagte Mama plötzlich. Gleich darauf hörte Toni Stimmen an der Tür. Die Klingel hatte er nicht gehört. Manchmal war er so sehr in Gedanken, dass er von der Welt um ihn herum nichts mitbekam.

»Toni, mein Schatz, komm mal! Deine Freunde sind da«, rief seine Mutter.

»Welche Freunde?«, sagte Toni leise, stand aber trotzdem auf. Er hasste sich für die Hoffnung, die ihn heiß durchströmte. Gab es tatsächlich Leute in seinem Alter, die mit ihm Zeit verbringen wollten? Vorsichtig spähte er hinter dem Rücken seiner Mutter hervor nach draußen.



Peter Lenz bedachte seine Nachbarin mit einem bösen Blick, während er weiter erfolglos versuchte, die Tür zu öffnen. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, wie sich eine Person wie Heidi Schäfer eine Exklusivsuite leisten konnte. Bestimmt reich geschieden, mutmaßte er.

»Mein lieber Peter, versuchst du etwa, deine Tür mit dem Schlüssel deines Fahrradschlösses zu öffnen?«

Peter Lenz sah vom Schloss zum Schlüssel und kniff die Augen zusammen. Diese Frau Schäfer hatte recht, das war ja nicht auszuhalten. »Wie kommen Sie denn darauf?«, fragte er unschuldig und zog möglichst unauffällig einen weiteren Schlüssel aus seinem Trikot hervor, der passte. »Für Sie bin ich übrigens immer noch Herr Lenz!«, fügte er hinzu, mehr aus Gewohnheit als in der Hoffnung darauf, seine Nachbarin zu vertreiben. Der Satz hatte auch die letzten dreiundfünfzig Mal keine Wirkung gezeigt; diese renitente Person duzte ihn einfach weiter. Dass sie beide zu den jungen Hüpfern in der Seniorenresidenz gehörten, nahm Heidi Schäfer offenbar zum Anlass, ihn mit übertriebener Vertraulichkeit zu malträtieren.

Wie erwartet hatte sie seine Bemerkung überhört. Mit immer noch freundlicher Miene musterte sie ihn so gründlich von Kopf bis Fuß, dass ihm seine dünnen Waden unange-

nehm bewusst wurden. »Sportlich, sportlich, die Radklamotten stehen dir hervorragend«, flötete sie. »Aber warum alles in Schwarz? Etwas mehr Farbe würde dir nicht schaden.«

»Damit ich aussehe wie Sie, werte Frau Schäfer? Nein, danke, die Faschingszeit ist schon rum«, schoss Peter Lenz zurück und warf einen abschätzigen Blick auf ihre schreiend bunten Walle-Klamotten.

»Charmant wie immer«, erwiderte Heidi Schäfer augenzwinkernd. Dass sie nicht im Geringsten nachtragend war, regte Peter Lenz besonders auf. Er konnte zu ihr sagen, was er wollte, sie blieb stets fröhlich und ruhte in sich wie diese Buddha-Statue, die vor ihrer Eingangstüre stand. Nervtötend war das. Wahrscheinlich rauchte sie Gras, anders konnte man doch nicht ständig so übertrieben gut drauf sein.

»Ich find's super, dass du meinen Tipp beherzigt und dir endlich ein Fahrrad zugelegt hast. Dein Jaguar ist zwar ganz nett, aber mit dem Auto kommst du nie zu den wirklich schönen Flecken am See. Und in die Wälder erst recht nicht. Nirgends kann man die Batterien so gut aufladen wie dort. Wird Zeit, das Leben zu genießen, auch für dich. Das hat sich der ›Große Lenz‹ mehr als verdient. Obwohl ich deine brillanten Analysen des Nahostkonflikts und deine scharfsinnigen Kommentare zur Weltlage vermisste.«

Der Große Lenz. Peter erstarrte. Diesen Ausdruck hatte er lange nicht mehr gehört. Früher hatte er den Spitznamen nicht besonders gemocht, jetzt klang er wie ein Echo aus einer ganz anderen, vergangenen Zeit. Bis jetzt hatte diese Heidi mit keinem Wort erkennen lassen, dass sie wusste, wer er war – oder besser, wer er nicht mehr war. Denn er war nicht mehr der »Große Lenz«, der jahrzehntelang mit eiserner Hand Deutschlands größte konservative Tageszeitung geleitet hatte und gleichermaßen geliebt wie gefürcht-

tet gewesen war, zuletzt wegen seiner satirischen Kolumnen zur gesellschaftlichen und politischen Lage. Jetzt war er nur noch der politisch unkorrekte alte weiße Mann, der von nichts eine Ahnung hatte.

Tatsächlich kam er bei vielen Dingen nicht mehr mit. Was war das für eine Welt geworden, in der Gendersternchen oder Liedtexte von Oktoberfest-Hits die Öffentlichkeit mehr erregten als die immer weiter auseinanderklaffende Schere zwischen Arm und Reich, die Bildungsmisere, die vielen Kriege? Da lief etwas gewaltig schief – und er konnte nicht das Geringste dagegen tun. Jahrzehntelang hatte er geglaubt, etwas bewirken zu können. Jetzt war er vollkommen ohnmächtig. Diese Erkenntnis schmerzte ihn mehr, als er sich eingestehen wollte. Unversehens wurden seine Augen feucht – ein Ärgernis, das ihm in letzter Zeit häufiger widerfuhr. Vielleicht eine Nebenwirkung seiner Herztabletten? Das musste er demnächst unbedingt von Doktor Schwarz abklären lassen.

»Woher wissen Sie ...«, begann Peter Lenz, schluckte die Frage jedoch sogleich hinunter. Er hatte keine Lust, in ein persönliches Gespräch verwickelt zu werden. Je weniger er von seinen Mitinsassen wusste, desto besser.

»Dass ich mir ein Fahrrad gekauft habe, hat nicht das Geringste mit Ihnen zu tun, Frau Schäfer«, blaffte er deshalb.

»Keine Sorge, so viel Bedeutung hätte ich mir nie anmaßt. Aber hast du dir wenigstens ein E-Bike angeschafft? Ich möchte meins nicht mehr missen. Ist doch ziemlich bergig hier, vom See zum Benedictinum sind es immerhin sechzig Höhenmeter. Und wir sind nicht mehr die Jüngsten.«

Peter Lenz verdrehte die Augen. Auch der Verkäufer im Fahrradgeschäft hatte ihm ein E-Bike andrehen wollen. »In Ihrem Alter ...«, hatte der junge Kerl angefangen – und schon verloren gehabt. Er hatte ja nicht ahnen können, dass

Peter Lenz auf diese drei Worte allergisch reagierte. Kurz entschlossen war er in die Mountainbike-Abteilung gestapft und hatte sich für das teuerste Carbon-Fahrrad in edlem Schwarz entschieden, leicht wie eine Feder, mit einer Dämpfung wie ein Straßenkreuzer und dem Preis eines Kleinwagens. Und nun schlug seine Nachbarin in dieselbe Kerbe.

»Pah, ich bin früher Marathon gelaufen«, stellte er klar, bevor er in seiner eleganten Dreizimmer-Suite verschwand.

»Die Betonung liegt auf früher«, rief ihm Heidi Schäfer nach.

Peter Lenz schnappte sich den Helm von der Garderobe, bevor er wie von der Tarantel gestochen aus seiner Tür schoss und sich vor Frau Schäfer zu seiner vollen Größe von einem Meter fünfundsiebzig aufbaute. »Trauen Sie mir das etwa nicht zu? Ich könnte jederzeit wieder einen Marathon absolvieren!«

»Auf dem Fahrrad?«, fragte Heidi Schäfer mit einem kecken Augenaufschlag. »Das trifft sich gut, in ein paar Wochen findet wieder der Burgberg-Mountainbike-Marathon statt. Soll ich dich anmelden?«

»Danke, das kann ich schon selber.«

»Ich komm dann auch, um dich anzufeuern.«

»Ja, ja«, machte Peter Lenz. »Ich muss jetzt los.« Ohne ein weiteres Wort ließ er Heidi Schäfer stehen. Erst im Aufzug schlug er sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. Hatte er sich gerade wirklich einen Mountainbike-Marathon eingebrockt? Mann, Mann, Mann. Er hoffte stark, dass Hippie-Heidis unzweifelhafter Cannabis-Konsum ihre kognitiven Fähigkeiten so stark in Mitleidenschaft gezogen hatte oder die Demenz bei ihr schon so weit fortgeschritten war, dass sie den Marathon gleich wieder vergaß.